Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 10 (1906-1907)
Heft: 4

Artikel: Gottfried Keller als Prediger echten Christentums [Schluss]
Autor: Bolliger, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663781

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der hatte abseits gestanden, regungslos, stumm, wie ohne Leben. Jetzt fuhr er auf, stürzte auf die Bäuerin zu, fiel auf die Knie und faßte ihre Hände.

„Mutter, Mutter."

„Josef, Bub, vergieb mir."

„Ich will es gut machen, Mutter, ich will es gut machen an Dir."

Sie zog ihn empor, sie hielten sich umfangen.

Die rote Guste weinte sonst so leicht, jetzt aber stand sie tränenlos und die strenge, harte Bäuerin und der fremde Mann schluchzten wie zwei Kinder.

Da schlich sie still auf den Zehen hinaus zu den Kleinen, die schon ungeduldig auf die Bescherung warteten.

Es dauerte noch ein Weilchen damit. Aber endlich brannten die Lichter am Weihnachtsbaum, und die Kinder drängten herein. Da stand die Bäuerin, weich und glücklich lächelnd, und neben ihr der Josef mit festem, ernstem Gesicht. Auf dem Tisch schimmerten die roten Äpfel und lachten die Pfefferkuchen.

„Wie schön! Wie wunderschön!"

Und dann fingen sie an, ihren Weihnachtsgesang zu singen, während die rote Guste verstohlen und glücklich die beiden betrachtete und sich wunderte, wie sie sich ähnlich sahen, Mutter und Sohn.

Hell aber erklangen die Stimmen:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen."

Ende.

Gottfried Keller als Prediger echten Christentums.

Von Pfr. Dr. A. Bolliger, Zürich. (Schluß.)

Ja, „nur durch Arbeit wirst du reich". Das ist auch so ein Stück Keller'sches Evangelium, das von ihm vom Grünen Heinrich bis zum Martin Salander oft verkündigt wird. Aber ist das auch ein christliches Evangelium? Dürfen wir, sofern wir Christen sind, denn Geld und Gut erwerben? Hat nicht das Christentum allen Reichtum ein- für allemal mit dem Stempel des ungerechten Mammons gezeichnet? Ich antworte: Gut alttestamentlich ist die Lehre jedenfalls. Von den Erzvätergeschichten bis zum Buche Hiob gilt Besitz als ein Gottessegen, den Gott den Weisen, die sich mit Klugheit und Fleiß mühen und auf dem Weg des Rechts wandeln, gibt. Keiner der alttestamentlichen begüterten Männer ist von dem Skrupel angekränkelt, ob das Stück der Erde, das er sich in den Schranken des bestehenden Rechts erobert, auch rechtmäßiger Besitz sei. — Aber gehört es nun nicht demgegenüber zu den Grundlehren des Christentums, daß aller angesammelte kapitalistische Besitz ungerechter Mammon ist, — daß alles, was über das augenblickliche Bedürfnis hinausgeht, dem ärmern Bruder gehört? Ist nicht nach christlicher Ordnung alles, was ich mir als Eigentum anmaße, Diebstahl an der Gesamtheit? Ich antworte: Mögen immerhin gewisse Worte, zumal bei Lukas, in dieser Richtung

sich bewegen, so ist das noch nicht Christentum. Zuverlässig: In gewissem Sinn hat Jesus das Eigentum aufgehoben; mit allem, was wir sind und haben, sind wir Gottes; wir sind nicht Eigentümer sondern Verwalter. Daß wir aber das, was uns Gott zur Verwaltung anvertraut hat, darum anvertraut hat, weil wir mit Verstand und Fleiß die Hände rührten, auch aus unserer Verwaltung hergeben müßten, denen hergeben müßten, die Kopf und Hände nicht rühren mochten, das hat Jesus m. E. nicht gelehrt. Wir sind nicht Eigentümer, sondern Verwalter und sollen mit allem, was er uns in Verwaltung gegeben hat, nach Kräften Gottes Zwecke zu realisieren suchen. Wer das nicht tut, sondern auf sein Eigentum pocht und es schlechthin zu seiner Nutznießung glaubt verwenden zu dürfen, fällt zum Christentum heraus. Aber wenn er es verwaltet als Gottes Diener, fällt er nicht heraus. — Es ist also m. E. bei Gottfried Keller nichts Unchristliches, wenn er seinen Helden als Lohn ihrer redlichen Mühe Geld und Gut zukommen läßt. Wohlverstanden, er läßt sie nicht zu Mammonsdienern und Geizhälsen ausreifen. So treffen wir im Martin Salander, auch wenn er mit Christentum nicht Staat macht, in entscheidenden Augenblicken eine wahrhaft vornehme, ja christliche Haltung in Geldsachen. Er ist zweimal von dem nämlichen Schurken um den größten Teil seines sauer erworbenen Vermögens betrogen worden. Aber auch beim zweiten mal, wo seine sonst treffliche und ihm überlegene Frau in die heftigsten Verwünschungen ausbricht und sich gar nicht fassen kann, bleibt er Herr der Situation. Was er in sieben sauren Jahren errungen, ist größtenteils dahin; aber gelassen wie Hiob spricht er mit weichem Ernste zu seiner Frau: Liebe Marie, sei nicht so untröstlich! Es ist ja nur Geld! Soll dies das Einzige und Höchste sein, was wir haben und verlieren können? Besitzen wir nicht uns selbst und unsere Kinder? . . . . Komm, kauere nicht wie ein Kind auf dem Boden, so tiefe Trauer ist das ganze Geld samt dem Wohlwend nicht wert." Und bei dieser Haltung bleibt er; mit freier Stirn und frischem unverbittertem Herzen und rüstigen Händen geht er wieder an die Arbeit — und erobert in Jahren das Verlorene wieder, zwiefältig wie Hiob und mehr als zwiefältig. Ja, Keller zeigt dann in unbewußter Anwendung von Röm. 8, 28, daß die Verluste dem Wackern, seiner Frau und seinen Kindern zum besten dienen müssen.

Salanders Stellung zum Mammon wird dann noch einmal in glänzender Weise offenbar am Schluß des Buches. Da zahlt er für seinen Gegenschwäher, dessen beide Söhne seine Töchter so tief unglücklich gemacht, ganz aus freien Stücken und ganz in der Stille, also daß die Linke nicht weiß, was die Rechte tut, eine sehr große Summe, um ihn vom Bankerott zu retten und seinen Lebensabend so weit möglich freundlich zu gestalten. Solche Kapitalisten darf man sich gefallen lassen; die dürften doch am Ende vor dem christlichen Gesetz und vor Christi Richtertron bestehen. —

Gehn wir weiter! Eine prächtige Blume aus Kellers Garten pflücken wir im Vorbeigehen im ersten Band der Gedichte. Da werden die vor-

nehmsten Stücke der „Mitgift“ eines armen (und doch so reichen) Paares aufgezählt, da heißt es u. a.

„Zum Haushofmeister geb' ich euch
Ein unvergänglich Gottvertraun,
Es ist ein klug erfahrner Mann,
Und Felsen dürft ihr auf ihn baun.“

Dies Loblied auf das Gottvertrauen klingt doch leidlich christlich.

Eine köstliche Blume pflücken wir inmitten vieler andern im Grünen Heinrich. Da sagt der „Grüne Heinrich“ von seiner Großmutter: „Sie war keine Städterin und keine Bäuerin, sondern eine wohlwollende Frau; jedes Wort, das sie sprach, war voll Güte und Anstand, Duldung und Liebe, von aller Schlacke übler Gewohnheit gereinigt, gleichmäßig und tief.“ Aus welchem Boden ist denn solches Frauenideal erwachsen? Ich meine: aus dem christlichen. Wer's besser weiß, belehre mich!

Eine liebliche und kräftige Predigt über den biblischen Text „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, sich der Witwen und Waisen in ihrer Trübsal annehmen“ bietet uns Keller in seiner „Sommernacht.“ Da lesen wir:

In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Einen trefflichen Protest gegen Pessimismus und Atheismus, mehr wert als ganze Theologenbücher, bietet Keller in seinem „Nachtfalter“. Da nennt er die entscheidende Tatsache, vor der die Lästerung der Welt und das Gottleugnen verstummen muß: Der Herr der Welt, in dem wir leben, weben und sind, hat in dem Gottesleugner ein Liebesfünklein angezündet, das ihn nötigt, einen armen, geringen Nachtfalter zu retten. Nachdem er sich selbst als Werkzeug rettender Liebe bewußt geworden, sistiert er sein wildes gottverleugnendes Lied. Warum? Der Dichter sagt es nicht, aber der nachdenkliche Leser merkt es.

Eine Fülle schöner Blumen in Kellers reichem Garten lassen wir — weil die flüchtige Stunde nicht hinreicht — ungepflückt, um endlich bei Kellers nam

haftester Auslassung über religiöse Dinge stehen zu bleiben; dieselbe liegt vor im letzten Stück der „Leute von Seldwyla", im „Verlorenen Lachen".

Hier hat Keller Stellung genommen zu vier namhaften Formen des Christentums: Zur Reformrichtung, zur strenggläubigen (orthodoxen) Richtung des Protestantismus, zum Katholizismus und endlich zur Frömmigkeit einer kleinen Sekte von Stillen im Lande:

Im Pfarrer von Schwanau hat Gottfried Keller mit dem ganzen Übermut des Poeten einen Vertreter der Reformrichtung dargestellt. Man hat sich je und je über die Ungerechtigkeit dieses Bildes beklagt; ich gestehe, daß ich dieselbe nie empfunden habe. Es hat immer zu den Rechten des Dichters gehört, Eigenschaften (gute und böse), die im Leben auf verschiedene Personen verteilt sind, in einer Person zu vereinigen und in dieser in idealer Gestalt zur Darstellung zu bringen. Gottfried Keller hat von diesem Recht Gebrauch gemacht, indem er allerlei Unzulänglichkeiten, Mängel, Torheiten, Sünden der Reformrichtung, wie sie vor 30 und einigen Jahren blühte, im Pfarrer von Schwanau als in einem Brennpunkt zusammenfaßte, kumulierte und idealisierte.

Bestrebt, dem Geist der Zeit zu folgen und um keinen Preis den Anschein zu haben, daß er auf irgend einem Punkt zurückgeblieben und nicht an der Spitze der Dinge stehe, lehrt dieser Prachtspfarrer von Schwanau:

Es sei der Wissenschaft zuzugeben, daß ein persönlicher Lenker der Welt und hierüber eine Theologie nicht mehr bestehen könne. Aber da, wo die Wissenschaft aufhöre, fange das Glauben und Ahnen des Unerklärten und Unbestimmten an, welches allein das Gemüt ausfüllen könne, und diese Ausfüllung sei eben die Religion, die nach wie vor verwaltet werden müsse, und die Verwaltung dieses Gebietes sei jetzt Theologie, Priester- und Kirchentum. Nach wie vor stehe der Tabernakel aufgerichtet, um welchen alle sich scharen sollen; ja, das geheimnisvolle Ausfüllsel des Tabernakels (des Heiligtums) bedürfe mehr als je der weihenden und räuchernden Priester als Lenker der hilflosen Herde. Keiner dürfe hinter dem Tabernakel herumgehen, d. h. keiner dürfe die Kirche links liegen lassen, sondern jeder müsse sich an den Verwalter des Tabernakels d. i. an den Pfarrer wenden, der nach wie vor überall zu helfen und beizustehen und zu sorgen habe, daß die Wurst am rechten Zipfel angeschnitten werde.

Nicht möglich, hier im einzelnen die Predigt und rege Tätigkeit dieses Mannes nach Gottfried Keller vorzuführen. Wir fassen nur das letzte in's Auge. Gottfried Keller mißt die Religionsformen an dem letzten und höchsten Maßstab, nämlich daran, ob und wie weit sie tüchtig sind, Unglückliche zu trösten und sie aus sittlicher Urkraft zu erlösen.

Eine tief unglückliche junge Frau, die sich ihren geliebten Mann entfremdet hat und zugleich den drohenden Bankerott ihres Hauses mit ertragen muß, geht zu dem Pfarrer, um sich seinen Rat und seine Hilfe zu erbeten. Sie trifft ihn aber elend und selber tief unglücklich. Tief zerknirscht beichtet er

der jungen unglücklichen Frau, daß er habe reich werden wollen, darum spekuliert und dabei das Erbe seiner Gattin und der Kinder vergeudet und verspielt habe. Von Justinen befragt, wie er denn als Inhaber eines Pfarramtes mit ordentlichem Einkommen sich auf Handelsspekulationen habe einlassen können, gesteht er, daß er dem Pfarrstand innerlich nicht mehr angehöre, daß er nicht religiös, nicht christlich lebe und gerade darum sich Geld und Gut habe erwerben wollen, um dem Pfarrstand Valet sagen zu können. Er gesteht, daß er längst, sobald er allein war, nicht den leisesten Trieb gefühlt habe, sich mit Jesu Christo zu beschäftigen, daß sein Herz und all seine Sinne nur an der Welt und ihren Annehmlichkeiten gehangen haben, daß er in seinem Amt ein beifallsdurstiger Wohlredner und Schwätzer geworden sei. In seinem Amt, mit dem er innerlich zerfallen, sei ihm dazu heute das Äußerste widerfahren. Er sei an's Sterbebett einer Greisin berufen worden; auf ihre Fragen nach der Gewißheit des ewigen Lebens habe er mit haltlosen, unsichern Reden geantwortet; darauf habe ihm die Sterbende den Rücken gekehrt und die Umstehenden hätten ihn auf die Seite geführt und ersucht, hier seine seelsorgerische Funktion einzustellen.

Nicht nötig, das vom Dichter breit mit allem Sarkasmus und der ingrimmigsten Verachtung dieses Pfarrertypus ausgeführte Gemälde hier ganz zu repetieren. — Die Frau, welche hier Rat und Hilfe suchte, geht völlig enttäuscht davon; ihr war bei der kläglichen Beichte des Pfarrers, als wenn sie einen Berg einstürzen sähe.

Was tut sie nun? Geht sie nun in ihrer großen Not, um sich Rat zu holen, zu einem altgläubigen (orthodoxen) protestantischen Pfarrer? Nein, und das hätte die Altgläubigen, die ihre Seele an dem vernichtenden Gemälde dieses Reformpfarrers gewärmt, etwas vorsichtiger und bescheidener machen sollen. Keller gießt die volle Schale seines Zornes und seiner Verachtung über das Reformpfaffentum aus; das beweist mindestens soviel, daß es ihm nicht als quantité négligeable erschien. Von der altgläubigen Richtung des Zeitalters und ihren Wandlungen spricht er im Zusammenhang wohl ganz kurz (s. S. 304), aber im übrigen läßt er sie auf sich beruhen; da hofft und sucht er nichts mehr, da läßt er auch seine Justine nichts hoffen noch suchen. Dieser altgläubigen Richtung hat er das Urteil gesprochen schon in seiner Jugend, zumal dort, wo er den grünen Heinrich über seinen Konfirmandenunterricht berichten läßt. Da beichtet er (II, 336) daß ihm im Konfirmandenunterricht zugemutet worden sei, „das allerfabelhafteste Traumleben zu führen" und ganz ingrimmig spricht er sich (S. 338 und 339) gegen des Pfarrers Lehre vom Glauben und die ganze Zumutung, daß man glauben solle, aus. „Glaube!" so ruft er aus „o wie unsäglich blöde klingt mich dies Wort an! Es ist die allerverzwickteste Erfindung, welche der Menschengeist machen konnte in einer zugespitzten Laune". So redet der grüne Heinrich (resp. der junge Keller) nicht als ein Gottesleugner. Im Gegenteil, er sagt gleich daneben:

„Wie sicher weiß ich, daß die Vorsehung über mir geht gleich einem Stern am Himmel. . . . . er (Gott) hat all meinen Gedanken ihre Bahn gegeben, die ebenso unausweichlich ist wie die Bahn der Sterne und der Weg des Blutes. Ich kann also wohl sagen: ich will dies tun oder jenes lassen, ich will gut sein, oder mich darüber hinwegsetzen . . . . ich kann aber nie sagen: ich will glauben oder nicht glauben; ich will mich einer Wahrheit verschließen oder ich will mich ihr öffnen. Ich kann nicht einmal bitten um Glauben, weil, was ich nicht einsehe, mir niemals wünschbar sein kann, weil ein klares Unglück, das ich begreife, noch immer eine lebendige Luft zum Atmen für mich ist, während eine Seligkeit, die ich nicht begriffe, Stickluft für meine Seele wäre". Diese Erklärung ist deutlich. Und der grüne Heinrich macht den Konfirmandenunterricht nur mit, um nach dem ersten Abendmahl von der Kirche, die ihm solchen Glauben zumutet, endgiltig Abschied zu nehmen. Und darin hat Keller in Wirklichkeit nie zurückbuchstabiert: Sehen, Hören, Begreifen ist die Lebensluft, die er zum Atmen bedarf. Die Zumutung, das Erfahrbare und Erkennbare zu überfliegen und zu glauben, klingt ihm absurd; er ist ein nüchterner Ostschweizer, ein Erfahrungs- und Denkmensch von hagebüchener Unerbittlichkeit. Die orthodoxe Kirche mit ihrer Zumutung, zu glauben, ist für ihn tot und fordert fürderhin auch nicht mehr seinen Zorn und Haß heraus. — Und was war hernach der tiefste Grund seiner Antipathie gegen die Reformrichtung? Man sieht's ja deutlich: Es traten da Menschen auf, die leidlich modern drapiert waren und sich zunächst den Anschein gaben, daß sie als moderne Menschen der Forderung des Erfahrens und Denkens gerecht werden wollten. Aber nun sang diese neue Richtung nach allen Allüren, modernen Ansprüchen gerecht zu werden, in anderer Form doch wieder das alte Lied, daß man glauben müsse und daß jenseits des Erfahrbaren und der Wissenschaft die Region des Glaubens anfange. Das mußte einen Keller zur Wut reizen. Daß sie zunächst sich so gaben, als wenn sie Kinder eines andern Geistes wären und hernach doch das alte Glaubenslied sangen, war ihm zuviel. Der Anspruch, etwas Besseres zu sein und dabei in der Hauptsache der alte Jammer, war seiner geraden Seele ein Ärgernis.

Gehn wir weiter! Justine hat Hilfe und Rat gesucht bei einem freisinnigen Pfarrer und dabei die reine Enttäuschung erlebt. Bei der altgläubigen Richtung läßt sie der Dichter Rat und Hilfe auch nicht einmal suchen. Dagegen führt er sie nun zunächst zusammen mit einer respektablen Vertreterin des Katholizismus. Und der radikale Jesuitenhasser bewilligt dem Katholizismus immerhin einen Achtungserfolg:

In tiefer Trostlosigkeit wandelt Justine von dem Pfarrer, dessen Tabernakel sie leer gefunden, nach Hause und setzt sich an ein Gartentor, dicht an die Straße. Da kommt ein steinaltes Weiblein vorbei, das nach dem berühmten Wallfahrtsort in der Nähe pilgert. Hören wir nun Keller selbst an:

Als Justine sah, daß das Mütterchen kaum mehr stehen konnte, hieß sie

dasselbe zu ihr auf die Bank sitzen. „Das will ich gern tun, wenn Ihr's erlaubt, schöne Frau!" sagte die Pilgerin und säumte nicht, sich neben ihr niederzulassen. Auch kramte sie sofort in ihrem Reisesack und zog ein Stück Brot hervor, indem sie sich nach einem Brunnen umsah, der ihr einen Trunk Wasser dazu böte. Justine holte aber ein Glas guten alten Weines im Hause und gab es ihr, und sie labte sich vergnüglich daran.

„Warum geht Ihr in Euerem Alter so allein auf der heißen, harten Straße, während alle andern Wallfahrer auf der Eisenbahn und den Dampfschiffen reisen und bequemlich beieinander sitzen?" fragte Justine.

„Ei, das wäre ja kein Verdienst und kein Opfer für mich arme Sünderin!" antwortete die Pilgerin. . . . „Ich . . . wandere auf meinen alten Füßen zur allerseligsten Maria Mutter Gottes, und da bin ich nicht nur vor ihrem heiligen Altar bei ihr, sondern auf dem ganzen langen Wege begleitet sie mich auf jedem Schritt und Tritt und hält mich aufrecht, wenn ich sinken will, wie eine gute Tochter ihre alte schwache Mutter! Eben hat sie mir durch Eure weiße Hand diesen stärkenden Trunk gereicht! Wenn Ihr wüßtet, wie süß und lieb sie ist, wie schön, wie glänzend! Und welche Macht besitzt sie, welche Klugheit! Für alles weiß sie Rat und alles kann sie!"

Das Pilgerweiblein wollte nun nicht länger ruhen, sondern noch ein gutes Stündlein weiter gehen . . . . und so bedankte es sich, versprach, für die gute schöne Frau ein Gebet zu verrichten, ob sie es wolle oder nicht, und wanderte auf den schwachen Füßen in den dämmernden Abend hinaus, so wohlgemut und sicher, wie wenn es zu Hause in seiner Stube herumginge.

Justine lehnte sich zurück und sah der roten, schwankenden Gestalt nach, bis sie in dem blauen Abend verschwand. „Katholisch!" rief sie, sich selbst vergessend, und versank wieder in tiefe suchende Gedanken.

Und sie schüttelte abermals das Haupt. Katholisch werden ist für sie auch kein gangbarer Weg.

Und was nun weiter? Die obdachlose Frauenseele sucht fort und fort; sie geht ungegessen zu ihrem Lager und bringt die Nacht schlaflos zu. Sie konnte jetzt nicht einmal mehr sagen, sie sei arm wie eine Kirchenmaus, da sie nur mehr eine wilde Feldmaus war. Keiner Kirche mehr anzugehören, bedeutet für sie große Not.

In dieser Not erinnert sie sich einer kleinen armen Arbeiterfamilie, einer Witwe mit ihrer Tochter, die im Ruf einer ganz eigentümlichen Frömmigkeit standen und unter den armseligsten Umständen eine vollkommene Zufriedenheit und Seelenruhe genossen. Die schlaflose Justine beschließt, die beiden aufzusuchen und das Geheimnis ihres Friedens und ihres Glaubens zu erforschen und, wenn immer möglich, ihrer Glückseligkeit teihaftig zu werden. Das tut sie gleich am nächsten Tage.

Die beiden Weiblein gehören einer kleinen Gemeinschaft oder Sekte an, die vor Jahr und Tag auch in Schwanau auftauchte und von der Kirche,

Die heiligen drei Könige. Nach dem Gemälde von F. v. Uhde.

(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

von den Freien, von den Orthodoxen, von den vornehmeren Frommen, vom Volk, von den Behörden verfolgt und verlacht wurde. Sie mußten sich daher in einer abgelegenen Wildnis versammeln.

Ursula, eine namenlos arme, von allen Menschen verlassene Witwe, hört an einem Sonntag abend die frommen Lieder herüberschallen; ihr zweijähriges Kind Agathchen auf dem Arm, geht sie dem Tone nach und lauscht nun, versteckt, auf jedes Wort der Prediger; denn es treten ihrer mehrere auf; sonst schlichte Handwerker, verkündeten sie am Sonntag das Heilswort.

„Im Anfang war die arme Witwe vom Schatten einer Haselstaude bedeckt; doch wie die Sonne tiefer sank, überstreute sie die Witwe und das Kind mit spielenden Lichtern, und zuletzt leuchtete das Bild ganz übergüldet aus dem feurigen Grün heraus. Dadurch fiel es dem Manne in die Augen, der eben predigte". Sie wurde dann in die Gemeinde aufgenommen und wuchs mit ihrem Kinde zu einem angesehenen Mitgliede derselben heran. Die Waschfrauen der Gemeinde einverleibten sie ihrem Verbande und verschafften ihr genügende Arbeit, so daß sie eine Wäscherin im Herrn wurde, welche in den Häusern vierzig Jahre lang ohne Aufhören schaffte, bis ihre Kräfte mehr als erschöpft waren. Während dieser Zeit hatte die Gemeinde sich . . . entwickelt: die Glieder waren alle, durch gegenseitige Hilfe und geordnetes Leben emporgehalten, in einem behaglichen Zustande.

Man höre und beherzige: „Die Glieder waren alle, durch gegenseitige Hilfe und geordnetes Leben emporgehalten, in einem behaglichen Zustande". So löst Keller hier en passant so schlicht wie genial die soziale Frage — und anders wird sie nie und nirgends gelöst werden. Eine Gemeinschaft frommer Menschen löst dieselbe. Die beiden Mittel aber sind: gegenseitige Hilfe und geordnetes Leben. Man analysiere das Leben all der Tausende, die das Jahr über bei Pfarrern und Laien, staatlichen und privaten Armenpflegen vorsprechen. Viele von ihnen sind arm und elend, weil sie nicht ein verständiges und fleißiges d. i. nicht ein geordnetes Leben führten. Andere aber sind arm und elend, weil sie als isolierte, verlassene Menschen dastehen; da kommen sie mit all ihrem redlichen Streben auf keinen grünen Zweig. Bei den meisten fehlt es an beidem: sie gehören keiner lebendigen Gemeinschaft an und führen kein geordnetes Leben. Da schreibt Gottfried Keller auf zwei Zeilen das Rezept zur Genesung, mehr wert, als ganze Bände sozialwissenschaftlicher Literatur. Und es ist ein christliches Rezept: „Geordnetes Leben vor Gottes Augen und Vereinigung der also Strebenden" ist die entsprechende Vorschrift des neuen Testaments.

Gottfried Keller zeigt nun das noch Größere: Die beiden, Mutter und Tochter, werden in der Gemeinschaft nicht nur von der Armut errettet, sondern von allen Ausflüssen des alten Wesens; sie werden neugeborene Menschenkinder. Gottfried Keller beschreibt das mit Meisterhand folgendermaßen:

„Ursula und Agathchen, ihre Tochter, blieben sich immer gleich . . . und wurden ohne ihr Wissen Musterbilder menschlicher Frömmigkeit. Die Tochter war schwach und kränklich von Körper; sie haspelte lange Jahre Seide . . . und lebte so mit ihrer Mutter zusammen, welche wusch. So lange sie so fortarbeiten konnten, erwarben sie zur Genüge, wessen sie bedurften, konnten ihren Religionsgenossen helfen und beisteuern, wo es not tat, und ließen sich nicht suchen; und darüber hinaus hatten sie immer kleine Mittel, sich freundlich und dankbar zu erweisen gegenüber der Welt, für jeden kleinen Dienst, für jede Freundlichkeit, die ihnen erwiesen wurden. Sie verstanden ohne Absicht die Kunst, in der Armut reich zu sein, allein durch die unaufhörliche Arbeit und die eigene Genügsamkeit und Zufriedenheit . . . Jede Kränkung verziehen sie im Augenblicke der Tat und erwiderten nie ein rauhes Wort im gleichen Tone, da sie aus ihrer Frömmigkeit eine Selbstbeherrschung schöpften, welche sonst nur durch Geburt und Erziehung erworben wird. In gleichem Sinne unterdrückten sie ohne Anstrengung unbescheidene Neugierde und Tadelsucht und wie alle die kleinen Gesellschaftslaster heißen . . . Das Unrecht nahmen sie hin, ohne sich seiner gerade zu erfreuen, aber auch ohne es zu bestreiten.

Mit der Zeit nun waren sie älter und alt geworden, die Arbeit fing an, ihnen beschwerlich, ein tägliches Leiden zu werden . . . und bei alledem blieben sie heiter und gefaßt und gewährten eher immer noch andern Trost und kleine Hilfsleistungen, als daß sie solche beanspruchten. (Den ganzen Adel christlicher Gesinnung bewähren sie dann vollends beim Zusammenleben mit einer entsetzlichen Frau, dem sogenannten Ölweib.)

Zu diesen Leuten pilgert nun die vornehme schöne Frau, um bei ihnen Rat und Hülfe zu suchen; sie findet die herrlichen Leute in ihrem Gottesfrieden und will erfahren, worin ihr Glück bestehe und woher ihr Seelenfrieden komme. Sie hofft ein Neues, noch nicht Erfahrenes, Übermächtiges zu erleben.

Darin erlebt sie dann freilich eine Enttäuschung. Die beiden frommen Weiblein tragen ihr die alte orthodoxe Glaubenslehre vor und verlangen befehlshaberisch bei jedem zweiten Wort Glauben an das Vorgetragene. Der Zusammenhang zwischen ihrem Glück und dieser Glaubenslehre bleibt Justinen völlig dunkel: „Es war eine wesenlose Welt für sich, von der sie sprachen, und sie selbst mit ihrem übrigen Wesen waren wieder eine andere Welt.“ „Da sah Justine, daß die guten Frauen ihren Frieden wo anders her hatten als aus ihrer Kirchenlehre, und ihn nicht mit dieser verschenken konnten.“

Woher denn? Gottried Keller spricht sich darüber nicht aus. Er hat uns in den beiden Frauen echtestes Christentum enthüllt: Erlösung von der Erde Not und Erlösung vom Bösen. Aber die Quellen der Erlösung hat er nicht aufgedeckt — und ich will's für diesmal auch unterlassen; ich tue das an manch einem Sonntagvormittag.

Und wie gestaltet sich denn das Fazit, nachdem Justine weder bei

Protestanten, noch bei Katholiken, noch endlich auch bei diesen Sektierern die befriedigende Antwort hat finden können?

Sie tut ihre Frage zum letzten Mal an den wiedergefundenen geliebten Ehemann: „Jukundus, was wollen wir nun mit der Religion oder mit der Kirche machen?"

„Nichts", antwortete er. Nach einigem Sinnen fuhr er fort: „Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich stillhalten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten all dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen." Das ist in Sachen Gottfried Kellers Ultimatum, ist seine grundsätzliche endgültige Meinungsäußerung. Wie verstehen wir dieselbe? Er sagt an die Adresse der Religionsverkündiger: Wenn wirklich die Gottheit also verborgen ist, wie ihr vorgebt, wenn man wirklich alle Erfahrung und alles Denken überfliegen und an sie glauben soll, so laßt mich damit unbehelligt; denn ich habe solche Flügel nicht, und sie werden mir nimmer wachsen. Ich bin eures aufdringlichen Wesens und eurer Plattheiten satt; ich will mich nicht behirten lassen von solchen, die so wenig und weniger wissen als ich. Das ist deutlich geredet — und so redet Gottfried Keller nicht als einzelnes Individuum, sondern im Namen aller wahrhaft modernen Menschen. Er sagt den Religionsverkündigern: „Ich bin ein moderner Mensch, der erfahren und denken gelernt hat, der nichts als wirklich anerkennen kann, was sich nicht so oder so vor Erfahrung und Denken ausgewiesen hat. Kämet ihr, die Religionsverkündiger, nun zu mir als die Wissenden, und würdet ihr als solche mir die Sinne öffnen und zeigen, daß sich die Gottheit in diesen und diesen Wirklichkeiten zu erfahren gibt, so wäre ich zu haben und würde euch herzlich danken, daß ihr mich diese und diese Erfahrungen machen lehrt. Nun aber kommt ihr zu mir als die Nichtwissenden und mutet mir zu, alle Erfahrung zu übersteigen und glaubend ein über alle Erfahrung hinaus liegendes Phantasiereich zu bejahen. Ihr seid mir ärgerlich; von solchen Leuten lasse ich mich nicht behirten.

Wie stellen wir uns zu diesem Ultimatum Gottfried Kellers? Ich antworte: Er hat vollkommen recht. Ich habe selbst seit 30 Jahren, längst ehe ich Gottfried Keller kannte, nicht anders gedacht. Die Zumutung, alle Erfahrung zu überfliegen und ein über alle Erfahrbarkeit hinausliegendes Reich glaubend zu bejahen, ist modernen Menschen schlechthin anstößig.

Aber sind damit moderne Menschen nicht von vorneherein mit dem Christentum zerfallen? O nein! Gottfried Keller ist vielmehr mit seinen schneidigen Sätzen der Anwalt wahren Christentums gegenüber einer verkehrten Religion.

Wie steht's? Die Religion des alten und neuen Testaments, sagen wir, die im Christentum vollendete Religion Israels steht auf dem Fundament, daß Gott nicht verborgen sondern offenbar ist, daß er in der Schöpfung, in allem Weltgeschehen sich zu sehen, zu hören, zu fühlen, kurz zu erfahren gibt.

Dies echte Christentum mutet uns schlechterdings nicht zu, glaubend die Erfahrung zu überfliegen, vielmehr denkend die Wirklichkeit zu betrachten und darin Gott, seine Macht, Weisheit und Güte inne zu werden.

Und was bedeutet denn das Wort „Glauben" in diesem echten Christentum? Es bedeutet nicht ein Überfliegen der Erfahrung, vielmehr ein kräftiges Bejahen und Umarmen des Erfahrenen und Erkannten. So oft ich euch von der Kanzel zurufe „Glaubet!", so heißt das: Haltet das, was euch Gott von sich zu sehen, zu hören, zu erfahren gibt, nun auch fest! Klammert euch mit ganzer Seele an den lebendigen, offenbaren Gott und seid ihm treu!"

Gegen solche Glaubenspredigt hätte Gottfried Keller nimmer etwas einzuwenden gehabt.

Weil er mit seinem Nein auf dem rechten Wege, weil er ein Anwalt der Offenbarungsreligion ist, ist es ihm möglich geworden, seinem „Nein" ein „Ja auf Hoffnung" zuzufügen: „Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblüht und leuchtet, wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewissens und ungeteilten Sinnes schreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wissen und Gemüt lassen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz auseinanderreißen; denn wir müssen als ganze unteilbare Leute in das Gericht, das jeden ereilt!" Gottfried Keller blickt hoffend, sehnsuchtsvoll aus nach einer Predigt, in der solche, welche erfahren und erkannt haben, zeugen von dem offenbaren Gott. Er will nichts wissen von dem elenden Gemeinplatz solcher, die mit dem Kopfe Heiden geworden, mit dem Herzen Christen geblieben sind. Er will mit Kopf und Herz ein ungeteilter Mensch bleiben, ganz Christ oder ganz Heide.

Aber doch lieber ganz Christ. Denn in Gottfried Kellers Herzen leben ja — das herrliche Bild der Ursula und ihrer Tochter hat's gezeigt — alle schönsten Sterne, die uns in Christo aufgegangen. Er wünscht nur, daß sie auch seinem Auge und seinem Denken leuchten; und er zürnt den Theologen, daß sie ihm hier nicht die ersehnte Hilfe leisten.

Es liegt hier nicht Volllicht über Gottfried Kellers Dichtung, es ist Dämmerung. Glücklicherweise ist es nicht Abend- sondern Morgendämmerung. Möge die Sonne bald vollends aufgehen und der Tag anbrechen in unserer Kirche!

Ende.

Greisenglück.

Wie man das Alter auch mag verklagen,
Wie viel Übles auch von ihm sagen,
Die Ehre muß man ihm dennoch geben,
Daß es uns gönnt, noch das zu erleben,
Wie es tut, sich fühlt und schmeckt,

Wenn sie, die uns so toll geschreckt,
Verbellt, gejagt, durch die Wälder gehetzt,
Wenn sie nun endlich zu guter Letzt
Abläßt von der keuchenden Beute,
Die Jägerin mit der grimmigen Meute,